

„Kraftvoll und bei aller Unvergleichbarkeit der Situationen vorbildhaft kann Barths Ansatz der Krisen-Theologie für unsere Gegenwart sein, weil er eben nicht in einer Polemik gegen den eigenen oder einen beliebigen Zeitgeist bleibt, sondern den Epochenbruch, angesichts dessen die Gegenwart zur *terra incognita* wird, umgeben von tiefliegenden Schatten, auf die Gegenwart Gottes in seiner Offenbarung in Christus, auf Gericht und Gnade hin durchsichtig macht.“

*Harald Seubert*

Wir erleben eine Zeit der multiplen Krisen. Ein in vielen Bereichen wahrnehmbarer „Krisenmodus“ dominiert unsere Erfahrungswirklichkeit. Gerade noch mit den fundamentalen Folgen der Pandemie beschäftigt, steht die Welt – stehen vor allem aber die Demokratien des Westens – vor der drängenden Aufgabe, sich zum Krieg in der Ukraine, zum russischen Aggressor und den verheerenden Auswirkungen auf die Weltgemeinschaft zu verhalten, immer bemüht, Schaden von ihren Gesellschaften abzuwenden. Die „Klimakrise“ und ihre Bekämpfung führen zur fortschreitenden Polarisierung innerhalb der Gesellschaft, da die staatlichen Steuerungsmaßnahmen angesichts der sich wirtschaftlich verschlechternden Situation als Zumutung aufgefasst und von weiten Teilen der Bevölkerung nicht mitgetragen werden. Inflation, Kostensteigerungen im Energiebereich und fehlender Wohnraum stellen viele Menschen auch in den reichen Ländern vor große soziale Herausforderungen, die zu Frustration und Verunsicherung führen. In den letzten Wochen trat die „Migrationskrise“, die durch geopolitische Konflikte ausgelöst wurde, in den Fokus der politischen Debatten.

Diese multiplen Krisen untergraben das Vertrauen in die Demokratie, den Rechtsstaat und die offene Gesellschaft. Rechtsextreme Parteien erreichen in vielen europäischen Ländern und nunmehr auch in Deutschland hohe Zustimmungsraten, die, wenn sie sich in Wahlergebnissen niederschlagen, zur Destabilisierung der westlichen Demokratien führen und das bisherige Parteiengefüge völlig verändern könnten. Und das ausgerechnet in dem Jahr seligen Gedenkens an 75 Jahre Grundgesetz als tragfähige Grundlage unseres freiheitlichen Rechtsstaates. Verfassungen haben Antwortcharakter, sie reagieren auf Erfahrungen der Vergangenheit und versuchen, den Herausforderungen

der Gegenwart und Zukunft zu entsprechen. Das ist den Vätern und Müttern des Grundgesetzes gelungen, das ein Staatsverständnis vertritt, das um der Menschen willen entworfen wurde und einer Auffassung widersprach, wonach der Mensch um des Staates willen existiere.

Heute emergieren die Krisen überall: in der Gesellschaft, der Politik, aber auch in Christentum und Kirche. Die bisher höchsten Austrittszahlen aus den beiden Mehrheitskirchen in diesem Jahr belegen den eindeutigen Trend, dass viele Menschen die Bedeutung der kirchlichen Angebote für ihr Leben (und auch für ihr Sterben) nicht mehr erkennen können. Die christliche Verkündigung und ihre Rituale passen nicht mehr zu ihrem Lebensgefühl und scheinen gänzlich aus der Zeit gefallen zu sein.

In unseren Tagen stoßen wir einerseits auf einen Atheismus, der nicht mehr kämpferisch ist, sondern sich in eine allgemeine religiöse Gleichgültigkeit, eine praktisch gelebte Gottlosigkeit transformiert. Auf der anderen Seite boomt der religiöse und esoterische Markt. Mythen, Mystik, Magie und Okkultismus faszinieren unsere doch so aufgeklärten Zeitgenossen, die oft bereit sind, an alles Mögliche und Unmögliches zu glauben (Kaffeesatz, Ufologie, Verschwörungstheorien).

Nur in einem sind sich Atheisten und Neureligiöse einig: Vom Christentum ist nichts mehr zu erwarten. Das christliche Sinnpotenzial scheint ausgeschöpft zu sein. Unser Glaube an Gott erscheint unseren Zeitgenossen als so belanglos, dass sie sich nicht einmal mehr daran stoßen. Alle großen Ideologien scheinen, im 21. Jahrhundert ihre Kraft völlig eingebüßt zu haben – und mit ihnen das Christentum – zumindest in unseren Breiten. Die Welt wird religiöser, aber nicht bei uns. Lohnt es sich in dieser Situation überhaupt noch, theologische Zeitschriften mit Beiträgen zur Christologie, zur Kirchengeschichte und zur Auslegung der Bibel herauszugeben? Ist es angesichts der Herausforderungen unserer Zeit noch sinnvoll, über Theologie nachzudenken? Wäre nicht ein christlich motivierter Aktivismus jetzt viel nötiger? Ich bin freilich davon überzeugt, dass gerade die Krisen unserer Gegenwart zur Theologie nötigen. Wie können wir so von Gott reden, dass er in dieser krisengeschüttelten Zeit als Lebendiger erkannt und geglaubt werden kann, dem die Zukunft gehört?

Als Kirchenhistorikerin ist mir die Dynamik bekannt, dass die großen Krisen der Geschichte oftmals der Nährboden für fundamentale Erneuerungsbewegungen in der Christenheit und für die Ausbildung neuer Theologien waren. Beispielhaft sei das 17. Jahrhundert erwähnt, das als ein Krisenzeitalter besonderer Ausprägung in die Geschichte

eingegangen ist. Neben den unmittelbaren Folgen des religiös implementierten Dreißigjährigen Krieges (vierzig Prozent Bevölkerungsverlust in Deutschland) traten wirtschaftlicher Niedergang, Hungersnöte und Epidemien. Die Geschichtsschreibung spricht daher auch von „der großen Krise“. Die großen Kriegs- und Nachkriegsnöte berührten auch die Religiosität. Eine gesteigerte Endzeitstimmung verband sich mit dem Ruf nach Reformen in Kirche und Gesellschaft. Neue Geistesströmungen emergierten, vor allem durch den Pietismus und die Aufklärung, die zur Überwindung des Konfessionalismus führten.

Ein weiteres Beispiel: Der Epochenbruch nach dem Ersten Weltkrieg zeigte sich nicht nur in einer erzwungenen Neuorganisation der evangelischen Landeskirchen, sondern auch in einem theologischen Aufbruch. Berühmt ist diese „Theologie der Krise“, deren einflussreichste und geschichtlich bedeutsamste Neuorientierung im Sammelbecken der sogenannten „Dialektischen Theologie“ kulminierte, deren Hauptvertreter Karl Barth war. Der Erste Weltkrieg mit seinem Zusammenbruch der bisherigen Gesellschafts- und Lebensordnung wurde als eine tiefgreifende Krise empfunden. Die Identifizierung mit der Kriegspolitik des Kaiserreichs desavouierte für eine junge Generation von Theologen ihre einst hochgeschätzten Lehrer. Daher sollte ganz neu nach Gott gefragt werden, wobei es in erster Linie um die Neuentdeckung der Souveränität Gottes ging. Das einleitende Zitat weist einen Weg, wie diese berühmte Krisentheologie für unsere Zeit nutzbar gemacht werden könnte.

Es ließen sich problemlos noch weitere Krisen in der Geschichte benennen, die zu neuen Antworten, neuen Bewegungen, neuen Theologien führten, etwa die Entwicklung der Diakonie und des *Social Gospel* als Antworten auf die soziale Frage des 19. Jahrhunderts; aber auch die Entstehung des jüdisch-christlichen Dialogs nach der *Schoa*, die zu einer grundlegenden Reformulierung der Israellehre auf christlicher Seite geführt hat.

Das soll aber nicht heißen, dass gleich jede Krise als willkommene „Tiefe“ zu loben wäre, aus der Neues entstünde. Aber die Krise ruft uns zur Konzentration auf das eigene Kerngeschäft und damit eben dazu, zur eigenen Sache der Theologie zurückzukehren. Sie ist nicht eine lebensferne akademische Disziplin, sondern ein existenzielles Wagnis, eine Aufgabe, um die es sich zu mühen lohnt. Nicht weniger Theologie, sondern *mehr*, eine andere, eine neue, eine gründlichere und vor allem befreiende – als Reaktion auf das Wort von Gott her und auf ihn hin. Theologie erinnert die Kirche mal lauter, mal leiser an ihn, dessen Ruf

sie vor lauter Beschäftigung mit sich selbst nicht überhören darf. Bedeutsam scheint mir dabei, dass in unserer zeitgemäßen Rede von Gott nicht in erster Linie der bekennende Glaube im Vordergrund stehen sollte, der vom Vergangenen trennt, sondern die Hoffnung, die durch die Geschichte trägt. Ohne biblische Hoffnungsbilder, ohne Vertrauen in die Zukunft des Reiches Gottes, ohne die Perspektive des ewigen Lebens – keine Ethik, keine klare Sicht für das, was in unserer Zeit notwendig und notwendig ist.

Das vorliegende Heft präsentiert in erster Linie die Beiträge, die aus Anlass des Symposiums der Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik und des Mennonitischen Geschichtsvereins in Zusammenarbeit mit der Theologischen Hochschule Ewersbach vom 21. bis 23. Oktober 2022 in Ewersbach vorgetragen wurden. An dieser Stelle sei den Verantwortlichen der Hochschule noch einmal sehr herzlich für die Gastfreundschaft und die professionelle Organisation des Symposiums gedankt. Thematisch standen – in Anlehnung an das dritte Themenjahr des Täufergedenkens 2020–2024 (2022: *gewagt! konsequent leben – orientiert an Jesus*) – die biblisch-theologischen Grundlagen, historischen Entwicklungen und die Gegenwartsbedeutung einer an Jesus orientierten Spiritualität und Ethik in Theologie und Gemeindepraxis im Fokus.

In den täuferischen Kirchen lebt das bunte Erbe einer Jesusfrömmigkeit fort, die insbesondere auf die persönliche Christus-Beziehung setzt. Das gerne in diesen Kreisen rezitierte Lied „Welch ein Freund ist unser Jesus“ ist ein klingender Ausdruck dafür. Dabei kam auch die Gefahr einer individualistischen und auf die Innerlichkeit fokussierten Spiritualität, die die Weltbezogenheit Christi sowie die konkreten Herausforderungen christlichen Handelns nach dem Vorbild Jesu in der Gegenwart übersieht, zur Sprache und wurde durch verschiedene Beiträge reflektiert und kritisch hinterfragt. In den Vorträgen und engagierten Diskussionen standen dabei Fragen wie diese im Mittelpunkt: Was bedeutet heute eine an Jesus orientierte Spiritualität und Ethik in Theologie und Gemeinde? Welche biblischen Überlieferungen und hermeneutischen Herangehensweisen liegen ihr zugrunde? Was sind spezifische Ausprägungen im Kontext täuferischer Freikirchen und darüber hinaus? Welche christologischen und trinitätstheologischen Folgen müssen bedacht werden? Was sind die Potenziale und die Kritikpunkte in theologischer und gemeindepraktischer Sicht?

Das im Tagungstitel zitierte Motto „What would Jesus do?“ stammt aus einem Bestseller der Erweckungsbewegung in den USA, der eine

Auflage von fünfzig Millionen Exemplare erreichte. Mit dieser einfachen Frage hatte sich das Leben zahlreicher Menschen verändert, indem sie es wagten, konsequent nach dem Vorbild Jesu leben zu wollen. Die Frage war, ob eine solche Haltung in einer globalisierten und vielfach dissoziativen Welt für ein christliches Leben suffizient ist. Die Vorträge, aber auch die spannenden und kontroversen Diskussionen machten deutlich, dass ein genuin theologisches Thema, wenn es in ökumenischer und interdisziplinärer Perspektive beleuchtet wird, eine hohe Aktualität gewinnen kann. Besonders ertragreich war auch die Einbeziehung der jüdischen Position, die viele Anstöße zum Weiterdenken bereithielt.

Die Beiträge des Symposions wurden wie immer durch eine Reihe von weiteren Artikeln, Essays sowie Predigten ergänzt, die ein großes Spektrum abbilden und einige große Themen unserer Zeit aufgreifen, wie etwa die Untersuchung Michael Haspels zum Menschenrechtsbezug in Martin Luther Kings Theologie. Am 10. Dezember 2023 soll das 75. Jubiläum der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen gefeiert werden. Angesichts der oben beschriebenen Krisen mag daran erinnert werden, dass sich Freikirchen und gerade Baptisten stets auf ein Erbe berufen haben, das sich konsequent der Glaubens- und Gewissensfreiheit verpflichtet sah und damit auch der „Grundlage aller Menschenrechte“ (*Erich Geldbach*). Baptisten haben demnach – wie auch andere Freikirchen – die universalen Menschenrechte, allen voran die Religionsfreiheit, stets als Teil ihrer Identität und ihres geschichtlich gewachsenen Selbstverständnisses betrachtet.

Das Zeitalter des Internationalismus, das durch die Gründung des Völkerbundes 1919 in der Weltöffentlichkeit an Sichtbarkeit gewann, wurde vor allem von protestantischen Denominationen der USA, angeführt von den Methodisten und ökumenischen Gremien, begrüßt und nachhaltig geprägt. Sie waren auch in der Endphase des Zweiten Weltkriegs die Vorkämpfer für die Gründung der Vereinten Nationen (UN) und deren weltweite Institutionen. Damit verbunden war auch ihr Einsatz für die Ausformulierung der Erklärung der Menschenrechte in der Charta der Vereinten Nationen.

Baptisten waren am ersten Treffen der UN in San Francisco 1945, auf dem die UN-Charta beraten wurde, aktiv beteiligt. Ein eigenes baptistisches „Komitee für Religiöse Freiheit“ war bereits 1939 in den USA gegründet worden, das alle Bünde bzw. Unionen umfasste inkl. der afroamerikanischen. Im ersten Entwurf fehlte eine dezidierte Erwähnung der Religionsfreiheit, für die sich dann die Baptisten

mit Nachdruck einsetzten, bis sie schließlich Eingang in Art. 18 der Deklaration fand. Dieses Engagement verweist auf eine für Baptisten typische Orientierung im Hinblick auf die in einer religiösen Anthropologie begründete Menschenrechtsthematik, die auch in der Folgezeit stets durch die Linse der „Religionsfreiheit“ betrachtet und bewertet wurden. Diese Priorisierung sollte allerdings hinterfragt werden, sofern sie sich allzu einseitig fokussiert und andere Grundrechte nicht in gleicher Weise berücksichtigt.

Heute ist aus meiner Sicht eine vertiefte theologische Besinnung von Nöten, weshalb der Einsatz für die Religionsfreiheit und damit für ein grundlegendes Menschenrecht zutiefst zur denominationellen Identität des Baptismus gehört. Es darf nicht zu einem bloßen Label oder einer Selbstetikettierung verkommen, das womöglich zur Abgrenzung von anderen Kirchen oder fälschlich als Alleinstellungsmerkmal inszeniert wird, was anachronistisch wäre: Denn welche Kirche setzt sich heute nicht für diese Grundrecht ein? Wenn es sich wirklich um eine spezifische *nota ecclesiae* handelt, sollten zugleich bestimmte Konsequenzen für die Selbst- und Fremdwahrnehmung gezogen werden. Werden nicht auch neue Grenzen der Religionsfreiheit etwa gegenüber dem Islam gezogen? Wo wird Religionsfreiheit instrumentalisiert und gegen ein säkulares Staatsverständnis eingesetzt (wie durch die Neue Rechte in den USA)? Was heißt „nonkonformistisches Erbe“ heute und in gebotener Konkretion? Vor allem aber gilt es zu klären, wie sich die Konzentration auf die Religionsfreiheit zur Gesamtheit der Menschenrechte verhält, was im Baptismus oftmals unklar und opak blieb. Dient(e) die Fokussierung auf die Religionsfreiheit nicht auch eigennütziger Ziele, die offen oder versteckt die Implementierung und missionarische Ausbreitung der eigenen Glaubensrichtung im Auge hat?

Die besondere Spezifik des baptistischen Erbes, das die Religionsfreiheit für alle Menschen propagierte, wird heute immer wieder in Frage gestellt, etwa angesichts der Angst vor einer Islamisierung der Gesellschaft oder weltweiter islamistischer Aktivitäten. Benötigt wird daher eine überzeugende theologische Grundierung der universalen Menschenrechte, um mit ihnen auch die Religionsfreiheit weiterhin als Grundprinzip des weltweiten Baptismus zu verstehen. Paul Fiddes wird wohl in seiner Hoffnung recht zu geben sein, dass die säkulare Begründung der Menschenrechte und die theologische Deutung sich gegenseitig befruchten könnten.

*Andrea Strübind*

Oldenburg i. O., im Oktober 2023